

nicht nur ein für Schiffsabgaben, sondern auch für eine Warenhaus- und Umsatzsteuer. Die National-liberalen haben im letzten Landtage geschlossen gegen den konservativen Umsatzsteuerantrag Spieß und Genossen gestimmt, also auch Herr Gleisberg. Jetzt scheint er sich aber zu der Umsatzsteuer bekehrt zu haben, denn er wird ja nicht nur von einem Sozialdemokraten, sondern auch von einem Mittelständler bedrängt. In Leipzig haben sich zwei nationalliberale Kandidaten aus Furcht vor der Mittelstandsbewegung ebenfalls für die Umsatzsteuer ausgesprochen. Zu solchen Zuständen, solche widerlicher Mandatschaferei führt das neue Wahlgesetz, weil man unter dem noch völlig unerprobten Wahlsysteme nicht weiß, woran man ist. Das parlamentarische Niveau wird dadurch natürlich nur noch weiter herabgedrückt.

In der konservativen Partei sieht es nicht besser aus wie in der nationalliberalen. Die Konservativen werden erst von den Agrariern, links von den Mittelständlern flankiert, und hinterher laufen die Reformen. Die Mittelständler machen sich besondere Hoffnung bei den bevorstehenden Wahlen. Und nicht ohne Grund. Einzelne Gruppen der Mittelständler sind besonders günstig gestellt unter dem neuen Wahlgesetz. Das gilt namentlich von den Hausbesitzern. Diese hatten schon unter dem Dreiklassenwahlgesetz einen nicht zu unterschätzenden Einfluß, so daß sie eigentlich, wie kürzlich die Zeitschrift für den Leipziger Grundbesitz ausführte, keinen Anlaß hatten, sich nach einem neuen Wahlgesetz zu sehnen. „Nächst den Landwirten“ schrieb kürzlich das Leipziger Hausbesitzerblatt, „sind beim neuen Wahlgesetz die übrigen Grundbesitzer, also zumeist Hausbesitzer, am besten weggekommen... Nach nur oberflächlicher Schätzung werden reichlich drei Viertel aller Leipziger Hausbesitzer über vier Stimmen verfügen und der Rest immerhin noch drei oder zwei Stimmen haben. Nimmt man für alle sieben Leipziger Wahlkreise circa 10 000 wahlberechtigter Hausbesitzer an, so dürften auf diese bei der Wahl kaum unter 35 000 Stimmen entfallen, also eine Zahl, die keine Partei unbeachtet lassen wird.“ Da in Leipzig die drei- und vierstimmigen Wähler etwa 100 000 Stimmen haben, so muß allerdings zugegeben werden, daß die Hausagrarien bei den Wahlen einen starken Einfluß ausüben vermögen. Und da die Hausagrarien mit der Mittelstandsvereinigung gemeinsame Sache machen, so werden sie in dieser Gruppe den Ton angeben. In der Tat werden auch die Hausbesitzerinteressen in dieser Wahlbewegung so scharf betont, wie noch nie zuvor. So besteht aber die Gefahr, daß auch in der Zweiten Kammer sich eine Partei der Hausbesitzerinteressen festsetzen werde wie in den Kommunalparlamenten. Das politische Leben kann dadurch natürlich nicht gewinnen, sondern nur noch mehr verlieren.

Im übrigen aber wird die Agitation der Mittelstandsbewegung von dem allerrückständigsten Geiste getragen. Die Wortführer der Krämer, Handwerker, Hausagrarien, Beamten usw. glauben wunder was Geschicktes zu sagen, wenn sie den Wählern vormachen, im Landtage werde keine Politik, sondern Wirtschaftspolitik getrieben, womit sie aber nur sagen wollen, daß ihre Vertreter im Landtage auf weiter nichts als auf die Wahrnehmung ihrer ureigensten Interessen bedacht sein werden.

Unter dem neuen Wahlgesetz wird also der Landtag nur um so tiefer in den Sumpf der Interessenwirtschaft hineingeraten, je größer die Gefahr ist, daß in den städtischen Wahlkreisen eine größere Anzahl Mittelständler gewählt wird, die dann mit den in den ländlichen Wahlkreisen gewählten Agrariern die Mehrheit im neuen Landtage bilden werden. Das muß jedoch unter allen Umständen vermieden werden, und zwar durch die Wahl von Sozialdemokraten. Die Wahl von Sozialdemokraten liegt nicht nur im Interesse der Arbeiterklasse, sondern namentlich im Interesse des eigentlichen Mittelstands, des Kleinergewerbes, das eine hausagrarische Landtagspolitik ebenföhrer zu fürchten hat, wie die agrarische Interessenpolitik der Landwirtschaft.

Deshalb, ihr Arbeiter, kleinen Gewerbetreibenden, kleinen Beamten usw., wählt am 21. Oktober Sozialdemokraten!

Die belgische Arbeiterpartei und der Ministerialismus.

Unser belgischer Mitarbeiter schreibt uns: Der Generatrat der belgischen Arbeiterpartei, eine Art Parteitag im kleinen, auf dem alle Bezirksverbände der Partei und die Nationalföderationen der Gewerkschaften, Genossenschaften, Frauen- und Jugendorganisationen usw. vertreten sind, hielt am vergangenen Mittwoch im Brüsseler Volkshaus eine Sitzung ab, wo die Taktik der Partei bei den im nächsten Frühjahr stattfindenden Parlamentswahlen besprochen wurde. Die Tagung stand unter dem Eindruck der Polemik Vertrand-de Vroeder über die Teilnahme der Sozialisten an einer künftigen liberalen Regierung und drehte sich fast nur um diese Frage. Obwohl die Diskussion zu keinem formellen Abschluß führte, ergab sie doch mit aller Deutlichkeit, daß die revisionistischen und ministerialistischen Tendenzen in der Partei in letzter Zeit so überraschend stark gewachsen sind, daß sie von nun an als das bestimmende Element ihrer Politik betrachtet werden müssen. Die Generatratssitzung erscheint demnach als ein Wendepunkt in der Geschichte der Partei, weshalb wir etwas ausführlicher über sie berichten.

Die Diskussion wurde durch den Vorschlag des Genossen Guymans eingeleitet, der Generatrat möge sich für die bevorstehende Wahlkampagne die „Wahlplattform“ zu eigen machen, die kürzlich von der Brüsseler Föderation angenommen wurde. Diese fordert das gleiche Wahlrecht, die progressive Einkommensteuer, die Reform des Unterrichts insbesondere durch die Einführung der Schulpflicht und der Schulpflichtung und durch die Verbesserung des Berufsunterrichts, die Seereserve, Alterspensionen, Unfallversicherung, den Bau von Arbeiterwohnungen, die Beschränkung der Arbeitszeit in der Großindustrie und die Festsetzung eines Mindestlohnes in der Hausindustrie; die Kammerfraktion wird ferner beauftragt, bis zum 1. Januar 1910 Gesetzesentwürfe über all diese Reformen einzubringen.

De Vroeder würde eine Erklärung vorgelesen, worin die Haltung der Partei zu den politischen Fragen, die von unsern Gegnern auf die Tagesordnung gebracht worden sind, kurz erläutert wird. Man werde sich aber auch über die Frage der Teilnahme an einer liberalen Regierung aussprechen müssen. Wir müssen deutlich sagen, ob wir als die Partei der Opposition jeder bürgerlichen Regierung gegenüber oder als der linken Flügels der liberalen Partei betrachtet werden wollen. Vertrand meinte, daß nur ein am Tage des Sturzes der liberalen Regierung einberufener Parteitag darüber zu beschließen habe, und schlug vor, von der Anregung de Vroeders keine Notiz zu nehmen. Smets erklärte, daß er kein Freund des Ministeriums sei, meinte jedoch, daß die Partei sich jeder Erklärung darüber zu enthalten und den von Vertrand vorge schlagenen Weg einzuschlagen habe. Die Erklärung de Vroeders vor den letzten Wahlen, daß die Partei nach dem Sturz der liberalen Regierung zwar ein fortschrittlich tätiges Kabinett unterstützen, jedoch nicht an dessen Bildung teilnehmen werde, habe eine große Anzahl von Wählern von uns abgestoßen. De Vroeder bemerkte, die Frage sei durch die Beschlüsse der internationalen Kongresse gelöst, und die Arbeiterpartei habe ein Recht darauf, zu wissen, ob die belgische Arbeiterpartei sich diesen Beschlüssen unterwerfe, oder ob sie sich von der internationalen loslösen wolle. Smets meinte man in Kopienagen für die Auffhebung der Kammerfraktion (Dresdener) Resolution eintreten. Auf den Einwand von Van Langendonck, daß sie überflüssig, wandle sich de Vroeder in temperamentvoller Rede gegen die Taktik der Parteimehrheit, sich nie über prinzipielle Fragen öffentlich auszusprechen. Damit lasse man die Arbeiterpartei im unklaren über die wahren Absichten der Parteiführung und schliefere sie ein. Diese sogenannte „praktische“ Methode sei schuld daran, daß die belgische Arbeiterpartei noch zweimal so stark ausgebeutet werde wie etwa die deutsche, und daß ihr die nötige revolutionäre Energie verloren gegangen sei. Guymans pflichtete im wesentlichen den Ausführungen de Vroeders bei und wies auf die Folgen der revisionistischen Praxis der Partei hin: die Gewerkschaften seien sich der Notwendigkeit, ihre Mitglieder zu Klassenkämpfen zu erziehen, nicht mehr bewußt, der Kampfsgeist sei ihnen zum größten Teil verloren gegangen. Die sozialistischen Genossenschaften seien nur noch bloße Handelsunternehmungen. Für den Generatrat in Schweden habe man in Belgien so gut wie gar nichts getan. Die Parteiführung sehe aus Mangel an Zentralisation machtlos da. Die Taktik der Arbeiterpartei in den letzten Jahren habe sie gar zu weit in den Sumpf geführt. Man solle sich nur nicht einbilden, daß der Sturz der liberalen Regierung das Ende des Ministerialismus selber bedeute, im Gegenteil, man müsse vielmehr darauf hinarbeiten, die christlichen Arbeiter durch eine klare proletarische Klassenpolitik zu gewinnen. Zum Schluß schloß Guymans sich dem Vorschlage de Vroeders an, die in der Brüsseler Plattform aufgestellten Forderungen in einer blindigen Erklärung zusammenzufassen. Nach Guymans belämpfte der Sekretär des Malerverbandes,

Voltaert, den Standpunkt Vertrands, daß die Arbeiterpartei um einiger bürgerlicher Mittäter Willen ihre Prinzipien preisgeben solle. Den Vorschlag eines Kongresses, der am Tage nach den Wahlen zusammentreten soll, um über die Teilnahme an der Regierung zu beschließen, bezeichnete er als einen Versuch, die Partei zu überzumpeln. Sodann verteidigte Trolet die Teilnahme an der liberalen Regierung; man werde die Liberalen sowieso unterstützen müssen, denn sonst würden die Revisionisten wieder aus Kader kommen. Das gehe nicht ohne beiderseitige Konzessionen. Man solle eine positive Politik führen und die „Koketterie der Bernelmina“ aufgeben. Vertrand sprach im Sinne Trolets und erklärte die Resolution des internationalen Kongresses von Amsterdam als unmahgeblich; es sei nicht Aufgabe dieser Kongresse, die Taktik der Parteien dogmatisch festzulegen. Die Deutschen und die Japaner seien nicht bezeugt, uns Belgiern Gesetze vorzuschreiben. Wir haben Mühe genug zu nehmen auf Zehntausende von Wählern, die keine Parteimitglieder sind, und die man abstoßen würde, wenn man die Erklärung Vanderveldes gegen den Ministerialismus erneuern sollte; das wäre die allerschlimmste Unvorsichtigkeit. Conveur schloß sich dem an und erklärte, wenn man sich den Resolutionen der internationalen Kongresse fügen wolle, so würde die Arbeiterpartei ihre Taktik überhaupt zu ändern haben, die auf den Blindnissen mit den Liberalen beruht; wolle man mit diesen kämpfen, so müsse es auch erlaubt sein, mit ihnen die Früchte des Sieges zu pflücken. Nach einer weiteren heftigen Debatte, in der die meisten Redner sich für den ministerialistischen Standpunkt aussprachen, wurde beschlossen, die Fortsetzung der Diskussion darüber bis zum nächsten Mittwoch zu vertagen. Gleichzeitig wurde ein Antrag angenommen, eine Kommission mit der Ausarbeitung einer „Erklärung“ zur Einleitung der Wahlkampagne zu beauftragen. In diese Kommission wurden gewählt: de Vroeder, Guymans, Furnémont, Mansart, Royer, Trolet und Vandermiffen. Von diesen sieben Genossen sind mindestens vier als Ultrarevisionisten und Befechter des Ministerialismus bekannt.

Das ist der erste Sieg des Ministerialismus in Belgien. Als praktischer Erfolg ist er noch keineswegs entscheidend oder endgültig, aber seine symptomatische Bedeutung ist deswegen nicht geringer. Allerdings ist zugleich die erfreuliche Tatsache zu konstatieren, daß auch die radikale oder „marxistische“ Minorität nunmehr energischer auftritt und die Sache des internationalen Sozialismus vor dem belgischen Proletariat zu vertreten bereit erscheint. Jedenfalls gehen wir einer Periode scharfer innerer Kämpfe in der belgischen Arbeiterbewegung entgegen. Es liegt kein Anlaß vor, darüber zu jammern. Denn ihr Ausgang kann nicht zweifelhaft sein: sie müssen mit der Durchdringung der Arbeiterbewegung mit dem Geiste des Marxismus enden, denn eine dauerhafte revisionistische Herrschaft wie in Holland ist in dem bei weitem industrieller entwickelten Belgien nicht möglich, wo die Zusammensetzung der Partei fast rein proletarisch ist. Und die Kämpfe um die Parteientendenzen werden jedenfalls das Interesse der Massen für theoretische Erörterungen wecken, das ihnen bisher völlig fehlt, worauf denn auch die jetzige Machtstellung des Revisionismus in der belgischen Arbeiterpartei beruht.

Gewerkschaftsbewegung.

Reichssozialpolitik.

Auf der kaiserlichen Werft zu Danzig sind, wie fast alljährlich im Herbst kurz vor Beginn des Reichstags, schon wieder umfangreiche Arbeiterentlassungen geplant. Es sollen entweder unter Verbeihaltung der normalen neunstündigen Arbeitszeit 500 Entlassungen erfolgen oder bei Verkürzung der Arbeitszeit auf 7 Stunden „nur“ circa 150 Arbeiter entlassen werden! Diese warmherzige Sozialpolitik des Marinefiskus trifft aber wieder nur die Arbeiter. Von den überzahlreichen Beamten soll niemand gekündigt werden. Von den Arbeitervertretern im Reichstage ist bereits erklärt worden, daß diese Herbstkündigungen nur den Zweck haben, auf den Reichstag zur Bewilligung neuer Flottenforderungen — aus Arbeiterfreundlichkeit — eine PreSSION auszuüben und gewissen Volksvertretern goldene Brücken zu bauen. Ein wirklich würdiges Mittel, um die weiten Taschen der Panzerplattenpatrioten zu füllen. Schließlich sprechen diese Kündigungen das treffendste Urteil über die börsenfreisinnigen Flottenbemagungen vom Schlage des Vandalendirektors Kommissen, die den staatlichen Werftarbeitern bei den Reichstagswahlen vorzuschwindelten, daß ihre Existenz allein durch die Flottenvorlage von 1900 bis mindestens zum Jahre 1917 gesichert sei. Gerade die Arbeiter der kaiserlichen Werft kommen in Wahrheit durch die jährlichen Massenentlassungen, die die bürgerliche Lokalpresse entweder ganz totschweigt oder zu ver-

Die ganze Natur sang und jubelte und strahlte vor Freude ob der Befreiung, und in mir sang und jubelte es mit. Ich hatte keinen einzigen Wunsch, kein Begehren, nur eine stolzernde, prickelnde Unruhe im Blute, als sei es Champagner, und im Körper eine behagliche Empfindung des Schwellens, verursacht durch reiches, kräftiges Blut. Damit folgte eine Vorliebe für alles Ueppige und zu Zeiten eine seltsame Lust, in alles, was da saftvoll und schwellend war — sogar in meine eigenen Gliedmaßen — die Zähne zu setzen.

Und der Frühling schritt vorwärts. Die Kastanienblätter hingen wie schlaffe Schwimmschiffe gegen die blaue Luft, das Buchenslaub lagte goldgrün in der Sonne, und die Eiche begann mitzuhalten. Und Schritt für Schritt ging es in den stillen Sommer hinüber mit schwerem, üppigem Laub und blauer zitternder Hitze über den Feldern.

II.

An solch einem heißen Sommernachmittag lag ich einmal auf der Böschung unten beim Weg und las. Vor mir hatte ich die Wiesen und den Fjord, hinter mir ein Roggenfeld. Das Buch, in dem ich las, war „Azyl und Walborg“.

Wie die meisten jungen Leute hatte ich eine Zeit, in der ich ein Tagebuch führte. Wenn das schlechte Wetter mich daheim hielt, sah ich und füllte es mit detaillierten Beschreibungen dessen, was ich gesehen und erlebt. Aber ich führte es auch mit mir und trug pflichtschuldigst dann und wann etwas ein. Ueber diese Einzelheiten und eine Reihe Daten, die ich sonst vergessen hätte, hinaus enthält es nichts von Wert; charakteristisch dafür (sowie wohl für die meisten andern Tagebücher) ist nämlich, daß es in ernsteren Punkten nicht ehrlich ist. Doch lag dies eher an einem Mangel von Fähigkeit, nüchtern zu sehen und die Gedanken und Ursachen nach zu greifen, als an dem bewußten Streben, mir etwas vorzulügen.

Die Deklamationen in dem romantischen Schauspiel behagten mir nicht, und ich schrieb während des Lesens einige kritische Bemerkungen in das Tagebuch. Unmäßig

jedoch schlug meine Kritik um und wurde zur Lyrik. Der warme Liebeston des Buches nahm mich gefangen, erfüllte mich mit Ahnungen und machte mich so empfänglich, daß alles um mich her sich während des Lesens meinen Sinnen einprägte. Die Abendstille und der Duft, der Sonnenuntergang, die Wiesen und der blaue Fjord, ich lag es mit meinem ganzen Körper ein und kann es heute noch sehen und fühlen. Die Sonne stand seitwärts vom Wege hinter dem Straßenrand und bildete zwischen den Roggenhalmen des Rammes ein liniertes Goldmosaik; Licht und Schatten fielen auf der andern Seite in langen Streifen über die Wiesen hinaus, fast bis zur Fähr. Draußen standen bunte Kühe und knabberten, und drinnen in den Höfen brüllte das Vieh und antwortete von Stall zu Stall. Die Luft flog über die Erde hin wie ein Meer pulverisierter wohlriechenden Goldes, in das beständiges Summen sich mischte, und Land und Wasser zitterten blau hinter dem Goldbäcker. Auf dem Dache eines kleinen Häuschens mitten auf den Wiesen standen zwei Störche, weiter drüben warf ein Weib mit einer Heugabel Heu in die Luft, daß es um sie her niederstäubte, und ganz draußen auf den Wiesen standen die Torfmieten wie eine Kolonie von Silberbäumen. Die langen Schatten trocken allmählich ganz über den Fjord, und die senkrechten Fenster der Fähr warfen die Sonne in glühenden Blitzen zurück.

Ich lag da und freute mich an allem, während ich mir in Gedanken ausmalte, wie Walborg ausgesehen haben mochte: starkhäutig und goldhaarig mußte sie gewesen sein — und blauäugig; und offen mußte sie gewesen sein, hell und mutig. Und still wie nichts andres, ruhendepend durch den Frieden, der von ihr ausging und sich auf alle Dinge legte, schön und kräftig mußte sie gewesen sein. Ganz unwillkürlich formte sich ihr Bild als ein Ausdruck der abendlichen Stimmung und Farbe.

Wie ich so lag und träumte, hörte ich Fußschläge gegen ein Kleid und blickte auf. Ein ganz junges Mädchen kam mir entgegen und machte mich stutzen. Ihre Gestalt zetzte sich mir, ausgestattet mit allen Eigenschaften Walborgs, gegen den goldenen Himmel ab — eine leibhaftige

Verkörperung des Sonnenuntergangs und der Landschaft, des gelblichen Kornes und der blauen Kornblumen. Ich konnte nicht anders, ich mußte sie anstarren, und ein Schauer durchfuhr mich von Kopf bis zu Fuß wie von rieselndem Schneewasser. Sie erröte unter meinem Blick und senkte den Kopf, bis sie ganz vorüber war; dann war sie eben daran, sich neugierig umzudrehen, hielt sich jedoch zurück.

Ich folgte unverwandt der jungen, frischen Gestalt, bis sie in der in den Wald führenden dunkeln Spalte verschwand; und dann lag ich da, und mir war ganz wunderbar zumute, fast wie zum Weinen. „Wer ist sie? — wer, wer, wer?“ Diese Frage kreiste unablässig in mir. Drüben grub ein Häusler vor seiner Hütte; ihn fragte ich. „I, das war natürlich die Pflgetochter vom Käsehof,“ antwortete er.

Die ich es wußte und ohne mir Rechenschaft von der Ursache zu geben, war meine Scheu vor dem Käsehof verschwunden, und wenige Tage danach war ich auf dem Wege dahin, um einen Besuch abzustatten.

Es war ein Vormittag, köstlich weicher Sonnenschein und Windstille. Ich ging durch den großen Garten hinauf und wollte von dort quer zum Haus tor hinüber, entdeckte jedoch, daß eine Gartenzimmertür mit einer kleinen, niedrigen Veranda davor dazu gekommen war. Die Tür zum Gartenzimmer stand offen; es war niemand darin; aber unter den Möbeln schritt eine Henne einher und strampelte im Sande des Fußbodens und plauderte mit ihren Küchlein, die an den Wänden hinaufkletterten, um Früchte zu fangen. Aus dem Innenraume hörte ich eine schwache Stimme rufen: „Wasse, kleine Wasse, Herzensbasse, kommst du nicht bald? Wo bist du nur, wo bist du?“ Ich folgte dem Laute, durchschritt eine Stube, die mit den vielen Maschinenmodellen, und trat ins Schlafzimmer ein: Da lag Ontel — zart und noch verbläutet — im Bett und tappte mit seinen dünnen, weißen Fingern ins Leere. „Bist du?“ fragte er und griff nach mir. „Ja, es nicht dir nicht? Du willst mich foppen; aber ich weiß doch, daß du da bist.“ Sein Blick starrte leer zur Decke hinauf; ich erriet, daß er nun ganz erblindet war.